

FEDERSCHMIDT dann aber doch zu einer positiven Wertung des theologischen Beitrags Songs zu einer im Entstehen begriffenen asiatischen Theologie und der darin enthaltenen kritischen Anfragen an die westliche Theologie. FEDERSCHMIDTS Arbeit hat das Verdienst, sorgfältig der theologischen Entwicklung Songs nachgegangen zu sein und ihre Relevanz innerhalb der theologischen Arbeit in den protestantischen Kirchen Asiens aufgezeigt zu haben. Die Konzentration auf einen einzelnen Theologen hat den Vorteil, ausführlich dessen Gedankengut vorstellen zu können. Das Gesamt der vielfältigen theologischen Entwicklungen Asiens bei den anderen protestantischen und vor allem katholischen Vertretern bleibt dabei notwendigerweise außerhalb des Blickfeldes.

Aachen

Georg Evers

Freitag, Mirjam: *Frauenmission in China. Die interkulturelle und pädagogische Bedeutung der Missionarinnen untersucht anhand ihrer Berichte von 1900 bis 1930*, mit einem Vorwort von Wilfried Bos, Waxmann Verlag / Münster–New York 1994; 152 S.

Ein bis jetzt kaum behandeltes Thema ist die Tätigkeit alleinstehender Frauen als Missionarinnen. Erst verhältnismäßig spät, nämlich zu Beginn dieses Jahrhunderts, kamen erstmals ledige protestantische Missionarinnen nach China, um dort vor allem unter Chinesinnen zu missionieren. Die Autorin möchte in ihrem Buch keineswegs die vollständige Geschichte der Frauenmission in China vorstellen, sondern vielmehr anhand von 15 Fallstudien aus der Zeit von 1900 bis 1930 bestimmte Fragen untersuchen.

Nach einer Einführung durch WILFRIED BOS über »Feminazentrierte Pädagogische Chinaforschung als Beitrag zur Konzeption interkulturellen Lernens in Europa« behandelt die Autorin in ihrer Einführung die Lage und die Probleme der Chinamission und der chinesischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, wobei sie vor allem auf die Religionen Chinas eingeht. Dann werden die theoretischen Grundlagen vorgestellt, mit deren Hilfe die Fallstudien untersucht werden. Dokumentiert sind die 15 behandelten Fälle durch Briefe und Berichte von Missionarinnen, die sie an die Heimatbasis schickten, um so den Frauen, von denen sie ideelle und finanzielle Hilfe erfuhren, mit den Problemen der Missionsarbeit vertraut zu machen. Die Missionarinnen blieben jeweils einige Jahre in China, wo sie, was auch für Europäer zunächst recht unüblich war, allein oder zu zweit als selbständige Missionarinnen lebten, d.h. nicht als Ehefrauen von Missionaren und als Familienmütter. Damit waren sie zeitlich und räumlich beweglicher, um gezielt unter den recht abgeschlossen lebenden Chinesinnen zur wirken. Mehr als die Missionare betätigten sie sich auch im sozialen und medizinischen Bereich, den sie, unter Entschuldigungen an die Leserinnen zu Hause, neben der eigentlichen Bekehrung als ebenfalls wichtig ansahen.

Für ihre Studie benutzt die Autorin die kulturspezifischen Denk- und Bewertungsmuster Ethnozentrismus, Eurozentrismus und Feminazentrismus. Die europäischen Missionarinnen, wie im übrigen ihre männlichen Kollegen auch, blieben Außenseiter in China und genossen als solche weder Anerkennung noch Zugang zur chinesischen Gesellschaft. Als Grund führt die Autorin an, daß die Missionarinnen, nicht ihr abendländisches (bzw. deutsches) Überlegenheitsgefühl ablegen konnten und daher kaum Kontakt zu den Chinesinnen, geschweige denn zur chinesischen Kultur knüpfen konnten. Westliche Vorurteile und Arroganz des 19. Jahrhunderts hinderten die Frauen wie ihre männlichen Kollegen daran, sich auch nur ansatzweise mit den Chinesen und der chinesischen Kultur auseinanderzusetzen. Dialog oder Konvivenz schien für sie unmöglich. Die Chinesinnen wiederum, von ähnlichen Vorurteilen wie die Europäerinnen befangen und in diesem Fall die soziale Majorität, fanden nur halbwegs Zugang zum Christentum mittels der chinesischen »Bibel-

frauen«, die die Rolle von Katechetinnen innehatten. Die »heidnischen« Chinesen erschienen den Missionarinnen schlecht, abergläubisch, schmutzig und unordentlich. Wohl empfanden sie Mitleid mit dem Los der Frauen und suchten es mit ihren Möglichkeiten zu verbessern, wobei sie als beste Hilfe den christlichen Glauben ansahen. Das einzig positive Moment, das die Autorin in dieser Missionstätigkeit erkennt, ist der starker Emanzipationsschub, der den Missionarinnen in der Entwicklung ihrer Persönlichkeit half.

Die vorliegende ist sicher in erster Linie eine soziologische und keine missionsgeschichtliche Studie. Aber gerade deshalb vermißt man Einzelheiten über den Hintergrund der Missionarinnen. Welche Art von theologischer Vor- oder Ausbildung hatten sie genossen? Führten sie überhaupt Bekehrungen durch? Wie erging es ihnen, als sie nach Deutschland zurückgekehrt waren? Möglicherweise waren diese Informationen nicht zu beschaffen, aber 15 im obigen Sinn unvollständige Fallstudien erscheinen als nicht ausreichend, um die Lage der Chinamissionarinnen zu charakterisieren.

Zwar sollte man nicht Äpfel mit Birnen vergleichen, aber ein Vergleich zwischen der alten Jesuitenmission und der modernen Frauenmission in China wäre sicherlich hochinteressant gewesen, auch aus soziologischer Sicht. Daß die Missionarinnen nicht besonders erfolgreich in ihrer Tätigkeit waren, verwundert nicht, konnten sie doch ausschließlich in der chinesischen Unterschicht arbeiten, d.h. sie waren stets die Lehrenden und Überlegenen, da sie nicht nur bessere Schulen usw. besucht hatten, sondern auch einer höheren Gesellschaftsschicht entstammten. Die Situation der ersten Jesuiten im 16. Jahrhundert in China war beinahe konträr. Zum ersten waren sie als Männer in Ost wie West sehr viel freier und beweglicher. Zudem war die Gesellschaftsschicht, in der sie wirkten, gewissermaßen ihre eigene. Sie entstammten der europäischen Oberschicht, viele durch Geburt, alle durch ihre Ausbildung. Ihre Ansprechpartner waren die chinesischen Gelehrten, d.h. es gab eine selektive Affinität zwischen beiden Gruppen. Zudem waren die Missionare der frühen Neuzeit sehr viel gebildeter und offener als die des 19. Jahrhunderts. Aber auch die chinesischen Gelehrten der früheren Zeit erscheinen offener und neugieriger als die des 19. und 20. Jahrhunderts, die schon eine Menge negativer Erfahrungen mit den Westmächten gemacht hatten.

MIRJAM FREYTAGS interessante Studie über das Verharren der MissionarInnen des 19. und 20. Jahrhunderts in ihren Überlegenheitsgefühlen und Vorurteilen sollte uns alle nachdenklich stimmen, auch wenn man ihnen weder Religiosität noch guten Willen absprechen kann.

Würzburg

Claudia von Collani

Gründer, Horst (Hg.): *Geschichte und Humanität* (Europa – Übersee. Historische Studien, Bd. 1) Lit Verlag / Münster–Hamburg 1993; 230 S.

Mit dem Ende des Ost-West-Konflikts schien es kurze Zeit so, als wäre damit auch die Zeit für Krieg und militärische Gewalt als Instrument und Fortsetzung der Politik vorbei. Die damit gegebene Erleichterung erwies sich rasch als trügerisch und ephemere. Denn recht bald entstanden neue kriegerische Auseinandersetzungen. Die Zahl aktueller organisierter und struktureller Gewalt ist seitdem eher angestiegen als gesunken. Einschlägige Belege aus der jüngsten Vergangenheit erübrigen sich. Außerdem breiten sich in verschiedenen Teilen der Erde ethno-nationale und religiöse Konflikte wie ein Flächenbrand aus. Zahlreiche Staaten, ja ganze Regionen sind in Gefahr, sich politisch aufzulösen. Gegenwärtig gibt es weltweit mehr als hundert potentiell gewaltsame Konflikte dieser Art. Andererseits bemüht man sich seit Jahrzehnten, ein wirksames Instrumentarium friedlicher Konfliktregulierung als Alternative zum Einsatz militärischer Gewalt zu ergründen,